

Von Katholizismus und dichterischer Schöpferkraft.

Jegliche Kunst erwächst aus dem Schöpfertrieb. Seine allgemeinste, noch vor der eigentlichen Gestaltung liegende Offenbarung äußert sich im Lebensgefühl. Sturm und Drang, wie sie klassischen Epochen in der Geschichte vorzugehen pflegen, kündigen auch im Individuum den schöpferischen Prozeß an. Sobald diese Auftriebe aus tieferen, rätselhaften Schichten der Seele ermatten oder gar ausbleiben, ist es um das Schöpferische geschehen. Breitet die Müdigkeit sich aus auf ganze Generationen, so werden von ihnen bedeutende Kunstleistungen nicht mehr zu erwarten sein. Es hat nun den Anschein, als ob durch die deutsche Literatur von heute ein beängstigendes Gefühl der Ermattung gehe. Erschöpfung statt Schöpferkraft. Wie ist das gekommen und worin zeigt es sich?

Als nach der sterbenden Romantik das junge Deutschland lärmvoll in die Literatur einbrach, als Reflexion und Analyse den stillen Traum der Seele verdrängten, als die Dichtung anfang, sich stärker einzulassen mit Politik und Wirtschaft, nicht um wie Sterne über ihnen zu leuchten, sondern um wie Massenführung dabei voranzupeitschen, als mit dem mächtig anschwellenden Zeitungswesen Feuilletton und Journalistik Schillers ästhetische Briefe und Lessings Dramaturgie zu ersetzen suchten, da konnte man sich schon sagen: Nun hat der Todesritt einer Literatur begonnen, man hat die Ewigkeit an die Zeit verkauft, und was nur Zeit ist, wird sich erschöpfen mit ihr. Es folgte dann eine Schule der andern, nicht so sehr dem großen Rhythmus der Natur von Sterben und Auferstehen entsprechend, als vielmehr den launischen Einfällen der Mode. Weil aber noch eine Art von Lebensgefühl vorhanden war, weil immerhin politische Ziele lockten und kulturell sich eben einen neuen ungeheuren Fortschrittsapparat zusammenstückten, weil in einem riesigen Ausmaß Fabriken und Städte wuchsen, Theater und Kunststätten aus dem Boden schossen, weil es so unglaublich viel zu tun, zu erforschen, zu beschreiben, zu arrangieren gab, weil die vorausflatternde Phantasie noch weitere Zukunftsmöglichkeiten in endlosen Reihen märchenhafter Entwicklungen vor sich sah, konnte Skepsis nicht aufkommen. Einzelne Riesen, die einsam ihren Weg gingen, wie etwa Hebbel, blieben eben allein. Gesellschaftskritiker, wie Ibsen, wurden bewundert und doch nicht begriffen. Niemals wird ja Kassandra gehört, solange Troja nicht brennt. Was sollte man auch von der Poesie verlangen? Nur die Not erzwingt Forderungen. Der Bourgoisie, die das breite Publikum stellte, fehlte aber wirklich nichts. Sie saß immer an gedeckten Tischen, hatte ein Dach über sich und einen gut funktionierenden Staat um sich, Gesellschaft, Klatsch, Ball, Konzert, Sommerreise, pünktlichste Lieferung von allerlei Südfrüchten und immer frische Tafelbutter, das war doch alles zu haben, und wer auch einiges davon entbehren mußte, die Zeitungen hatten die große Kunst erlernt, den Menschen von einem Frühstück zum andern auf das Interessanteste zu unterhalten, und eine liebe- und lustselige Romanliteratur gab ihnen das Geleit. Weltkrieg, Revolution, Hunger und Armut mußten erst einmal gründlich ernüchtern. Mit Blut und Eisen mußte geschrieben und in Tod und Untergang es klar werden, was nun schon drehorgelhaft auf allen

Gassen leiert, daß nämlich ein Unterschied besteht zwischen äußerer Zivilisation und innerer Kultur. Nun ist also der Zug ins Stocken geraten, pfeift arm-selig auf der öden Strecke, und aus allen Fenstern schauen die Leute: Ja, was nun? . . . Die Möglichkeiten scheinen erschöpft. Naturalismus, Symbolismus, Expressionismus, was kann es darüber noch geben? Gewiß läßt sich das Material des Interessanten vergrößern. Es gibt noch Dinge in Indien und China, am Nordpol und in der Himalajagegend, die wir nicht kennen. Man kann noch erfolgreich wühlen in vergangenen Kulturen. Man kann aus all dem prachtvolle Bücher machen mit den seltsamsten Illustrationen. Aber das alles ist höchstens anregend, nicht schöpferisch quellend. Andere — und wohl die Besten — sammeln sich zu Gemeinden um Dichter der Vorzeit, die in immer neuen Ausgaben herauskommen. Eichendorff, Annette v. Droste, Wilhelm Rabe, Stifter und andere kleine und große, in- und ausländische wirken so in der Stille fort. Aber das ist mehr Schöpfen aus früher Geschaffenem, als lebendige Weiterbildung. Natürlich erscheinen noch tüchtige Werke. Es fehlt nicht eigentlich an Dichtern. Aber sie sind nicht verbunden mit der Volksgemeinschaft. Sie sinnen irgendwo und werfen Bilder auf die Leinwand. Publikum geht vorüber, bleibt ein wenig stehen und fragt dann schon gähmend: Wann kommt das nächste? Ein richtiges Literaturleben, ein gemeinsames Weben in einem gemeinsamen Lebensgefühl, das will sich nirgendwo zeigen. Manche der neueren Werke, ich denke da etwa an Bertrams Nießsche, sagen eben in ihrer bis zur „Edelfäule“ — bekanntlich eine selten geschätzte Qualität — gereiften Schönheit, daß in dieser Form ein nicht mehr zu überbietendes Letztes vor uns steht. Wie Endglieder eines alten Geschlechtes muten sie an, die alle ursprüngliche Kraft in Feinervigkeit und blasse Vornehmheit umgesezt haben, aber starken Nachwuchs nicht mehr verheißen. Eine deutliche Sprache spricht auch die Überproduktion an Literaturgeschichten. Mehr als ein Duzend sind in den letzten Jahren erschienen und wohl ebensoviele in Gang oder in Vorbereitung. Gewiß fesseln sie durch immer neue Gesichtspunkte, durch Spiegelung der Tatsachen in eigenartigen Köpfen, werden immer reicher, immer zuverlässiger, immer verlockender, bleiben aber doch eben Geschichte, schmerzvoll andeutend, daß die Taten geschehen, daß man abschließen kann. . . . Wohl hat die allgemeine Lage unsres Volkes die Stimmung auch in der Literatur beeinflußt. Wir sind eben alle müde geworden. Wo soll auch die Schaffenslust herkommen, wenn die Erhaltung des nackten Lebens so viel Kräfte verschlingt? Aber es erscheinen doch noch Bücher die Menge, es sind doch ganz neue Klassen ins literaturfähige Publikum eingetreten, und dann war ein Nachlassen der Schaffenskraft schon festzustellen, ehe äußerste Not uns drückte.

Ja, was nun?

Tiefere Geister wittern, wo es fehlt. Nachdem die äußere Welt zerschlagen, mußte man sich unwillkürlich der innern zuwenden. Das lag schon im Expressionismus, der so gewaltig seinen Fluch über die seelenlose Zivilisation hingeschleudert. Seine Hoffnung, im Menschengeste neue Schöpferkraft mobilisieren zu können, scheiterte. Es blieb bei einer ganz undichterischen „Aktivität“. Jede Aktion setzt eben Ideale voraus, und Ideale produziert man nicht, sondern nimmt sie entgegen. Wohl oder übel mußte man sich also

mit alten Idealen wieder einlassen. Mystik, Kirche, Religion überhaupt traten in den Vordergrund des Interesses. Und hier berühren sich die literarischen Grundfragen mit denen der gegenwärtigen Philosophie, nur daß man von Literatur wegen nach neuen Quellgründen sucht. Von innen heraus mit dem Endziel des Kosmischen. Hier sei erinnert an die Hölderlinforschung. Gerade sie steht mitten im Ringplatz der Geister. Ähnlich wie man in der Philosophie über die Kantischen Kategorien hinausstrebt, weil man in ihnen eine Verengerung des Daseins empfindet, so auch in der Literatur aus den Grenzen des Individuums in die Strombetten des Universums. Weiter wurde schon eingesehen, daß es nicht bloß um neues Erkennen und Schauen geht, sondern um Leben und Tragik. Werdet tragisch! so ruft Frank Thieß im „Gesicht des Jahrhunderts“. Es darf und muß Scherben dabei geben, ja Tod und Untergang. Sollte das allgemeine Sterben überhaupt einen Sinn haben, so konnte er ja nur im Tragischen gefunden werden, d. h. in der Erkenntnis und Erfahrung, daß physisches Leid zu sittlicher Läuterung unerläßlich ist. Dieses Gefühl des Tragischen schließt aber schon in sich die Notwendigkeit eines Glaubens. Der Held der Tragödie, soll er sterben für eine Idee, muß an sie glauben. Hier liegt letzten Endes die Entscheidung. Das ist auch der Grund, warum führende Geister des Abendlandes so sehnüchtig nach dem Osten schauen, als nach dem Mutterland ursprünglicher Religion. Ex oriente lux! Merkwürdig bleibt dabei allerdings, daß sie dort nicht sehen, was einmal Dostojewski, das innerste Geheimnis menschlicher Schöpferkraft damit enthüllend, so unnachahmlich tiefsinnig und einfach seinen greisen Gossima sprechen läßt: „Vieles auf Erden ist vor uns verborgen, als Ersatz dafür ward uns aber ein geheimnisvolles, heimliches Ahnen gegeben eines lebendigen Bandes zwischen uns und einer andern Welt, einer erhabenen und höchsten Welt, ja, und auch die Wurzeln unsrer Gedanken und Gefühle sind nicht hier, vielmehr in andern Welten. Das ist es auch, weshalb die Philosophen sagen, man könne das Wesen der Dinge auf Erden nicht erfassen. Gott nahm Samenkörner aus andern Welten und säte sie auf dieser Erde, und es erwuchs sein Garten, und es ging alles auf, was aufgehen konnte. Das Aufgegangene lebt aber und ist lebendig nur dadurch, daß es mit andern geheimnisvollen Welten in Berührung zu stehen sich bewußt wird; wenn aber dies Gefühl in dir schwach wird oder gar stirbt, dann stirbt auch das, was in dir aufgegangen war. Dann wirfst du gegen das Leben gleichgültig werden und es sogar hassen! So denke ich darüber. . .“

Es ist bezeichnend, daß der hochbegabte, so früh verstorbene R. J. Sorge gerade in dieser Richtung den Weg zum Katholizismus gefunden und daß er gerade dieses Problem, wenn auch in anderer Strahlenbrechung, etwa im Suntram, so ergreifend gestaltet hat. Es ist ebenfalls charakteristisch, daß ein so typisch katholischer Dichter, wie Leo Weismantel, ganz im Religiösen wurzelt und da mit Vorliebe der Tragik des Todes nachgeht. Und ebenso, daß der Weiße Reiter seinerzeit sich in eben diesem Vorstellungskreise bewegte und daß der Einzige von den damaligen, der große Erfüllung teils schon geworden, teils verspricht, Johannes Weinrich, so selig berauscht die Verbindung mit jenen andern Welten feiert. Aber es geht hier nicht so sehr um das Gestaltete, als um die Voraussetzungen jeder Dichtung. So kommt

es denn auch auf die Zahl der Dichter nicht an, wenn auch eben hervorgehoben sein mag, daß Namen wie Peter Dörfler, Leo Weismantel, Franz Herwig, Handel-Mazzetti, Jakob Kneip, Ernst Thrasolt, Paul Keller, Hermann Bahr, Richard v. Schaukal, R. Knies, Juliana v. Stockhausen, Heinrich Federer, Franz Eichert, Ottokar Kernstock, M. Herbert, Ilse v. Stach, Conrad Weiß, Christoph Glaskamp, Hans Roselieb, J. G. Oberkofler — es sind wohl noch nicht alle und Rangunterschiede lasse ich hier außer acht — im Gesamtbilde deutscher Literatur weit über unsre eigenen Kreise hinaus, ja drüben oft mehr als bei uns, wohl beachtet werden. Auch auf ständig regeres Leben im Borromäusverein, in Bühnenvolksbund und Calderongesellschaft, sei nur eben hingewiesen. Was hier betont werden soll, ist die Tatsache, daß im katholischen Volksteil stärkstes Lebensgefühl noch ungeschwächt vorhanden ist, daß es sich sogar merklich steigert, ja, daß in ihm Tod und Untergang im tiefsten Sinne überwunden und immerfort in neues Leben verwandelt werden.

Rein äußerlich betrachtet findet dieses Lebensgefühl schon Nahrung in allerlei „Erfolgen“, die man nicht überschätzen soll, die aber ihre Wirkung auf die allgemeine Stimmung doch ausüben. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob Katholiken in wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Fragen Führerstellen einnehmen oder nicht, durchaus nicht gleichgültig, ob etwa in einer Stadt sich auch einige Familien befinden, die treu katholisch und zugleich angesehen und einflußreich sind. Man konnte ja oft genug beobachten, daß die ganze gesellschaftliche Lage, in kleineren Orten besonders, sich sogleich änderte, als eine etwas paritätischere Behandlung des katholischen Volksteils sichtbar wurde und etwa am Gericht oder am Gymnasium oder in der Verwaltung plötzlich auch katholische Beamte auftauchten. Es hat auch seine Bedeutung, wenn einmal in allen Zeitungen von Rom und seiner moralisch-politischen Geltung die Rede ist. Auch die Heimkehr großer Männer, wie etwa des Rembrandtdeutschen, zur Mutterkirche wirkt tief und nachhaltig. Dies alles besagt aber wenig der Tatsache gegenüber, daß das Interesse breiter Schichten für religiöse Fragen und für ihre Kirche zusehends wächst. Dafür gibt es sehr sichtbare Zeichen. Soll man hinweisen auf die steigende Zahl religiöser Schriften, vom einfachen Erbauungsbuch bis zum kunstvollen Essay? Gewiß ist viel Mittelgut darunter, aber sie erscheinen doch und kommen offenbar einem heißen Verlangen entgegen. Die religiöse Welle, die durch die Akademikerkreise geht, ist gewiß noch lange nicht überallhin gedrungen, aber sie ist doch da, und wer nur sehen will, kann beobachten, wie Ärzte und Studienräte, obwohl mit Arbeit überladen, ihre Mußestunden religiöser Fortbildung und hingebendster Laienarbeit im Dienste ihrer Kirche widmen. Die katholischen Sonderhefte der „Lat“ und ähnliche Versuche konnte man freilich von verschiedenen Seiten aus werten, wird aber immerhin den Idealismus bewundern, der hier so feingebildete moderne Menschen für das heiligste Interesse ihrer Seele in die Öffentlichkeit drängt. Vor mir liegt eben der Brief eines neueren Schriftstellers, der in leuchtenden Farben von seinem Besuch in Beuron erzählt. Eine neue Welt ist ihm da aufgegangen, und seine ganze Schaffensfreude hat sich neu belebt. Für wie viele sind solche ehrwürdigen Abteien in unsern Tagen und Leben und Ideen, die sie ausstrahlen, eine wirkliche Erneuerung geworden. Man kann es schon wieder wagen, auch

Laien zu ein- oder gar vierwöchigen Exerzitien einzuladen, um dem ernststen Drange, der aus innerster Seele kommt, zu genügen. Dann hört man wieder, wie irgendwo eifrige Apostel Gruppen von Arbeitern um sich sammeln, wie sich unter ihrer Leitung religiöse Arbeitsgemeinschaften bilden und in ihrer Wirkung bis in die tiefsten Gruben und die rotesten Viertel dringen. Das Leben gibt da einen Stoff an die Hand, von dem man in keinem Buch erfährt. Hier erzählt mir einer, wie er das Wirken der Barmherzigen Schwestern verfolgt. Ganz still hatte er sie beobachtet. Es hatte ihn das alles so ergriffen. In Ehrfurcht blieb er auf den Märkten stehen, wo immer die weißen Schleier über dem Gewoge der Großstadt wehten. Drei, vier Jahre lang haben manche von ihnen Nacht für Nacht, fast ohne je Erholung zu fordern, gewacht. Das weiß ich ganz genau, sagte er, ich habe mich bei ihnen selbst erkundigt. Sie finden nicht so viel Gegenliebe, als man glaubt, bei Katholiken oft weniger als bei andern, und sie tun ihr Werk, und sie behalten ihr Lächeln, und das alles mit einer so selbstverständlichen Bescheidenheit, mit einer so entzückenden Unbewußtheit, daß man es inne wird: Hier wandelt ein Wunder unter uns, wie konnte ich es so lange übersehen. . . . Ein anderer war dabei, wie irgendwo eine Volksmission schloß. Er kam mehr als Zuschauer denn als Teilnehmer, und es war ihm wie am Ufer eines rauschenden Meeres. Diese gewaltigen Worte, die den elementaren Stürmen gleich über die ergriffen Rauschenden hingingen, diese Menschenchar, die ganz gelöst schien von jedem irdischen Ballast, nur hingegeben an eine Wahrheit nicht von dieser Welt, die doch wie keine andere erschüttert und erhebt . . . so etwas gibt es ja einfach nicht mehr. Da muß doch etwas sein! Und wieder einer berichtet mir, wie er irgendwo auf dem Lande eine Prozession mit angesehen. Es waren nicht die Fähnlein, die ihn fesselten, wie sie zwischen saftigem Grün die blumenbestreuten Wege säumten, es waren nicht die geschmückten Altärchen und die Heiligenbilder, die aus Gebüsch und lauschigen Winkeln heraus die Wallenden grüßten, es waren nicht die Gewänder der Priester, nicht die Musik, nicht der Baldachin, getragen von den Ältesten der Gemeinde — potenten Männern, das sah man ihnen an — nein, es war das Unausprechliche jenes Augenblicks, wo unter dem Segen der strahlenden Monstranz diese derben Männer und Frauen in den Staub sanken, dieser in der ganzen Haltung sich ausprägende tiefe Glaube. Wohl keiner von diesen Knienden hätte restlos aussprechen können, was ihm geschah. Hier ist seelische Ursprünglichkeit, die nicht angewiesen ist auf Reflexion und Illusion, schlichte, einfache Wirklichkeit, aber tief wie das Meer, weit wie der Himmel, Geheimnis aus Geheimnis. . . . Stellen Sie sich vor, so redete ein anderer auf mich ein, es schwiegen auf eine Stunde das Gerassel der Wagen und das Geklingel der Schellen und alles Gejohl und Gerede der Menschen. Stellen Sie sich vor, Gott ließe es zu, daß man in dieser Stunde überall auf Erden den Choral vernehmen könnte, der in zahllosen Chören immer alt und jung zu schweigenden Gewölben emporsteigt. Was ist das für ein Gesang? Wer hört ihm zu? Wer klatscht Beifall? Wer bringt Blumensträuße? Wer gibt die Motive? Wer unterhält die Kapelle? Wer macht es, daß dieser Gruppe von Künstlern, die nun schon Jahrhunderte den gleichen Gang pflegen, ihre Kunst immerfort reinste Schwingung der Seele bleibt? Daß kostbare Menschenleben sich im Dienste dieser Kunst verzehren,

wie die keusche Wachskerze auf schimmernden Altären? Sagen Sie selbst, wenn alle Menschen Tag für Tag auch nur ein wenig solchem Gesange lauschen könnten, müßten nicht alle heilig und rein und gut werden? Da ist ein Geheimnis, ganz anders als die Geheimnisse jener Kunst, von denen unsre Opern erfüllt sind. Da ist Echo anderer Welten, und wenn es wahr ist, daß die Sterne singen, es muß von der Art solcher Choräle sein.... Ja, das ist das Echo anderer Welten, und nun erklären Sie mir, wie das doch möglich ist: Diese Welten liegen so fern, sie übersteigen all unser Denken, und dennoch lösen sie Wirkungen aus, wie keine Menschenkraft sie jemals hervorgebracht.... So sprach ich mit vielen noch, und wenn es im Vergleich mit den Allzuvielen immer auch nur wenige sind, es gibt doch diese wenigen, die es inne geworden, daß in einer einfachen katholischen Segensandacht, in einem kurzen Gruß an das Kreuz am Wege, bei irgend einer liturgischen Feier, in jeder Dorfkirche, wenn früheste Morgensonne den Kelch der Wandlung vergoldet, bei jedem Angelusläuten eine Welt offenbar wird, die sich nicht erschöpft, so viele auch daraus schöpfen, die geradezu mit magischer Gewalt einen jeden immer tiefer in ihre Kreise zieht, der sich einmal mit ganzer Liebe ihr hingeeben.

Nun könnte sich der Vorwurf erheben, diese neuerwachte Liebe sei stark ästhetischer Natur und darum nicht sonderlich zu bewerten. Ich antworte: Wenn freilich auch schon das Ästhetische, soll es nicht bloße Spielerei sein, wirkliche Ideale voraussetzt, so ist es allerdings in Gefahr, Phantasiesache zu bleiben und nur einen neuen Reiz zu andern verbrauchten zu fügen. Aber hier haben wir es schon mit etwas Echtem zu tun. Was nämlich bewundert wird, ist keine bloße Geste, nicht nur Farbe oder Melodie. Es ist ein abgrundtiefes Leben, das darum wirkend wieder auf das Leben selber zielt. Horchen Sie nur hin in die Jugend. Sie ist in ihren führenden Vertretern radikal. Darin sind alle Jugendbewegungen einander gleich, daß sie religiös radikal sind. Sie haben von allen Seiten hören müssen: Eure Kirche ist erstarrt, das Christentum hat im Weltkrieg versagt, es ist ein Baum ohne Früchte. Sie wußten wohl, daß dies alles — selbst wenn man es einmal gelten lassen will — nicht das Christentum selber, sondern nur seine Vertreter treffen könne, und haben deshalb in richtiger Selbsterkenntnis begonnen, diese Vertreter in sich selber ihrer Idee würdig zu gestalten. Sobald aber jemand so beginnt, setzt auch sogleich eine wundervolle Wechselwirkung zwischen Denken und Leben ein. Was nämlich in der Erkenntniskraft bleibt, verschwindet auch wieder daraus, nachdem es von allen Seiten betrachtet worden, und wenn eben eine solche Betrachtung zu Ende ist. Die Fruchtbarkeit eines Gedankens beruht darauf, daß er als Wert erkannt wird, daß er sich umsetzt in die Tat, daß er die Freude des Opfers zeitigt und von da aus zu neuen Fragestellungen vordringt. Mag auch manches Unreife zu Tage getreten sein, es bleibt doch einzig schön, wenn junge Menschen im ersten Ernst der reiferen Jahre zusammenkommen und überlegen, wie sie ihr Christentum etwa im modernen Bankwesen oder in der Politik zur Geltung bringen. Das ist schon keine Ästhetik mehr. Geradezu wird hier der Schauplatz der Tat von der Peripherie weg ins Zentrum, von den Einrichtungen her in den Menschen verlegt, indem er sich als Herr dieser Einrichtungen gebärdet und sie zu formen sucht nach seinem Wunschbild. Da beginnt denn auch sogleich das schöpferische Verfahren. Man beachte

nur, wie es kriselt in so vielen Vereinen. Es geht nicht so sehr gegen die Vereine an sich, als vielmehr gegen die Veräußerlichung, wenn sie das Echte überlärm't. Neue Bildungen schieben sich zwischen die alten, und sie sind wieder erfüllt von dem gleichen Feuer, das einstmals glühte, als jene ins Leben traten. Man mag die verheerenden Wirkungen von Freidenkerei und Demoralisation, die selbst auf dem Lande sichtbar werden, noch so nüchtern in Rechnung stellen, es regt sich doch an hundert Stellen ein frischer Geist, und das ist um so auffallender, als die Welt fortfährt, Trümmerfelder zu schaffen, und als schon ganze Rabenschwärme ihr krächzend Lied vom Untergange Europas anstimmen. Ja, es ist geradezu paradox, daß eben unter all diesen unsre Existenz selber erschütternden Vorgängen ringsum immer weitere Kreise von Katholiken von der Erkenntnis durchzuckt werden, daß sie und nur sie das Geheimnis besitzen, die Welt zu verjüngen, daß in ihnen die Verantwortung immer eindringlicher mahnt, dieses ihr Geheimnis nutzbar zu machen. Daß ein Eroberertrieb erwacht ist, der nicht nur daheim wirkt — ich nenne nur den Winfriedbund, und ich weiß, daß man dort Menschen und Ereignisse sehen kann, die an die Wunder der ersten Christenheit erinnern — sondern auch über alle Erdteile hinausstrebt. Waren Sie einmal Zeuge bei einer Missions-tagung? Haben Sie es miterlebt, wie diese Gedanken heute zünden? Das haben sogar Außenstehende beobachtet, die über all dem von einer seltsamen Ehrfurcht vor der katholischen Kirche ergriffen wurden. Ins Reich jener Gestirne schien sie ihnen versetzt, die mit ihrem stillen Licht den Reisenden begleiten, während Landschaften an ihm vorüberfliegen, Berge und Täler, Flüsse und Wälder, Städte und Weiler, gleich als stürzten sie in schwindelnde Abgründe. Tatsächlich ist aber diese Kirche kein Gestirn über uns, sondern eine Macht, mitten unter uns, in das Sterben der Kulturen verflochten und ihnen dennoch entzogen. In der That, hier sind Tod und Untergang überwunden, und es muß ja auch so sein, je mehr wir in die innersten Zellen der Seele vordringen.

Ins Leben jedes aufrichtigen Christen, der sich einmal der Bedeutung seines Namens bewußt geworden, tritt einmal eine Stunde, in der über allen Werten der Wert Christus aufgeht, in der das Wort erkannt wird: Ich habe alles wie Kot erachtet, um Christus zu gewinnen. Damit hat der Schwerpunkt des Lebens sich endgültig auf etwas gestützt, was heute und gestern und in Ewigkeit ist. Eine feste Achse ist gegeben, um die nun alles andere kreist und die selber unberührt davon bleibt, was immer um sie herum sich bewegt. Ein gänzlich neues Leben hat angefangen, das, wie immer in den äußern Formen dem alten ähnlich, doch innerlich einer neuen Sonne zustrebt. Es wird schlechthin alles seines endgültigen Charakters entkleidet, weil alles Endgültige in Christus beschlossen liegt. Geht etwas zu Grunde, was nicht Christus ist, und wäre es das mächtigste Kaiserreich und wäre es die höchste aller Kulturen, so ist im Grunde gar nichts untergegangen, weil der Überwert Christus davon nicht betroffen wird. Darum kennen wir nicht die moderne Stimmung des Unterganges. Wohl wirken auch auf uns Ruinen aus alter Zeit, wohl empfinden auch wir das Schmerzhafte im Kreislauf von Frühling und Herbst, vor allem, wenn es unser eigen Volk betrifft — auch Christus weinte über Jerusalem — aber der Eckstein, an den unser Haus sich lehnt, wird dadurch nicht verrückt und erschüttert. Es kann auch unsre Arbeit niemals ihren Sinn ver-

lieren, weil sie in der Richtung eines immerfort winkenden Zieles vor sich geht. Es wird auch kein Mißerfolg uns niederzwingen, weil ja doch der eigentliche Erfolg uns gesichert bleibt. Ja, es verhält sich sogar so, daß, je weniger Scheintwerte und relative Größen uns verwirren, wir unser eigentliches Ziel nur um so klarer erfassen und um so energischer anstreben. Es kann auch niemals der Augenblick eintreten, wo dieses Ziel erreicht wäre, denn es ist unendlich: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Schon darum lassen uns Bücher wie der Untergang des Abendlandes kalt; denn mag auch das Abendland untergehen, unser Christus wird leben. Freilich bleiben wir Kinder der Scholle und der irdischen Mutter. Das Reich der Natur ist unser gegebenes Arbeitsfeld. Das Haus, das wir uns gebaut, wird uns lieb. Die Reiche, die wir begründet, möchten wir erhalten. Die Kulturen, die das Werk unsrer Mühen sind, werden uns teuer. Es wird ein Ringen geben um unsre Seele, und ein Magnet steht wider den andern. So müssen wir allerdings leben, indem wir immerfort sterben, und sterben wir den Dingen nicht, so sterben sie doch uns, ein Entrinnen aus dieser Lage gibt es nicht. Je mehr wir aus dieser Nothwendigkeit heraus erkennen, wie geschöpfliches Sein nur immer ein beschränktes, ein über sich hinausweisendes ist, daß sich gerade im Sterben und in jeder Verwandlung sein eigentlicher Beruf erfüllt, uns nämlich auf das Unendliche hinzurichten, um so mehr wird Sterben für uns Gewinn bedeuten.

Gerade bei diesem Gedanken lohnt es sich noch etwas zu verweilen. Er führt in das heimlichste Geheimnis der Schöpferkraft. Instinktiv fühlten schon die Alten, wie gerade im Tragischen die höchstgesteigerte Offenbarung alles Menschlichen liegt. Es gibt vielleicht in der ganzen vorchristlichen Zeit überhaupt keine Schöpfungen von so gewaltiger Wucht und Erhabenheit wie die griechische Tragödie. Man hat behauptet, das Christentum kenne diese Tragik nicht; aber diese Behauptung, so einleuchtend sie bewiesen zu werden scheint, wird doch immer bei uns einen gewissen Widerstand herausfordern. Wenn es auch wahr ist, daß die griechische Tragik durch eine düstere Färbung charakterisiert wird, was sich leicht aus den religiösen Vorstellungen jener Zeit ableitet, so ist doch die Frage, ob gerade hierin ihr tiefstes Wesen liegt. Es waren doch an dem dunklen Schicksals Himmel nicht alle Strahlen der Erlösung ausgelöscht. Unter der geprägten Sprache einer Dichtung verbirgt sich immer noch eine ungeprägte, Ursprache und Uempfinden der Menschennatur, die in ihren letzten heiligsten Regungen ein Echo Gottes bleibt. Der Glaube an eine sittliche Weltordnung, eine Vergeltung, einen endgültigen Triumph des Guten bricht bei allen Genien der Menschheit irgendwo und irgendwann einmal hervor. Auch in der griechischen Geisteswelt zittert die älteste Offenbarung der Menschheit nach, wenn auch nur wie blasser Dämmerung nach Sonnenuntergang oder vor fernem Morgenrot. Gewiß ist inzwischen die Osterperson aufgegangen, und die dunklen Gespenster fliehen vor ihr in die noch finsternen Gegenden der Welt. Aber hier ist nicht bloß die Frage nach dem objektiven Dasein dieser Sonne, sondern nach ihrer Stellung an den Horizonten und in den Gezeiten der Seele. Und da ist das Gesetz nicht durchbrochen, daß die sinnfälligen Dinge stärker auf uns wirken als die geistigen und die natürlichen wieder unmittelbarer als die übernatürlichen. Wenn wir auch wissen, daß die

Sonne da ist, so kann dieses Wissen doch in seiner Wirkung auf unsre Stimmung weit zurücktreten vor den Eindrücken der uns umgebenden Welt, namentlich wenn die Geschehnisse mit besonderer Gewalt auf uns eindringen. So können wir am Karfreitag weinen, ganz versenkt in die Schauer der Passion, und an Ostertagen triumphieren, als sollte ewig Ostern sein. Es gibt Zeiten, die mehr verhangen sind und düster wie der Karfreitag, und es gibt andere Zeiten, in denen Osterglanz auf allen Bergen liegt. Worauf es hier ankommt, ist nur, daß einmal die Verbindung von beiden erkannt wurde, daß alles als Stufe und Weg begriffen wird, der schließlich endet im leuchtenden Ziel. Ist dies der Fall, so ist kein Untergang ein endgültiger mehr, und es gibt keinen Herbst, der nicht den Frühling noch ahnen ließe. Schon die führenden Romantiker haben um diese Zusammenhänge gewußt und ihr Weltbild als Organismus entrollt. Im Grunde entwickelt sich dies alles wie selbstverständlich aus Philosophie und Offenbarung. Denn wenn die Philosophie uns sagt, daß die Dinge nur Ebenbilder Gottes sind, und daß darin ihr Wesen ist, daß sie auf der andern Seite doch endlich und begrenzt, so ist es klar, daß ihr inneres Ziel nur die möglichst individuelle Ausstrahlung des göttlichen Bildes sein kann, daß aber die einzelne Gestalt nur immer einen Teil des unendlichen Lichtes wiedergibt. Was von jedem Sein gilt, das läßt sich auch anwenden auf das Kollektive einer Kultur und ihre Geschichte. Es ist ja, wie immer man über die oft willkürlich aufgestellten Signaturen einer Zeit urteilen mag, gewiß, daß ein Unterschied besteht, ob ich zwischen ägyptischen Pyramiden, altassyrischen Palästen, buddhistischen Tempeln, auf der Akropolis oder auf dem Forum Romanum wandere. All dies hat ein verschiedenes Gesicht, und in einem jeden spaltet sich in neuer Weise Licht vom ewigen Lichte. Wie von selbst setzt der Prozeß sich fort ins Geschichtliche. Formen erstarren und neue wachsen empor. Dieses Nacheinander kann wiederum keine andere Aufgabe haben, als die Fülle des Unendlichen in herrlicher Abfolge zu offenbaren. Ist nun Christus der Abglanz des Vaters und damit das Urbild der Schöpfung, so ist alles im besondern Sinne sein Abbild und alle Geschichte nur die allmähliche Entschleierung seines göttlichen Antlitzes im Spiegel der Kreatur. Im schmerzlichen Wandel der Gestalt nur kann diese Enthüllung geschehen, und so müssen Wehmut und Sehnsucht alle Dinge umwehen, und gerade dann, wenn sie zu neuen Offenbarungen fortschreiten. Wehmut und Sehnsucht muß auch jedes Künstlerschaffen bedrücken und beglücken zugleich, denn gerade in ihm vollzieht sich Bedeutsamstes in der Wandlung der Erscheinungen. Versucht man einmal unter diesen Symbolen, die sich nur schwer zu scharf umgrenzten Begriffen formen, kosmisches und geschichtliches Werden zu schauen, so ordnen sich auf einmal gewaltige Perioden zu sinnvollem Ganzen, durch die Geschichte leuchtet die Danielische Vision, und Christus feiert noch einmal Auferstehung im bebenden Schmerz seiner Schöpfung. Auf jede Spanne der Zeit aber fällt die Herrlichkeit des Ganzen; in Tälern wandelnd, fühlen wir schon die Nähe neuer Berge; Untergang einer noch so gewaltigen Kultur ist nur Erwartung eines neuen Lächelns im Angesicht des ewigen Sohnes. Gleichgültig, wo deine Wiege stand, ob in den Tälern, ob auf den Höhen, du bist Glied in einer wunderbaren Kette. Auch deine Zeit webt am Gewande des Herrn, und auch dein Werk, so gering es sein mag, nimmt teil an einem Gottes-

werk. Keine Zeit ist geringer als die andere, denn in allem erfüllt sich die gottgewollte Stufe zur Vollendung. —

Vorhofgespräche sind dies alles, erwachsen aus Unterhaltungen mit den vielen, die heute im Vorhofe weilen, nicht beherzt genug, die Schwellen zum Heiligtum zu überschreiten. Wie Strindberg, der Riese an Schöpferkraft, so gibt es ihrer Unzählige, die nach diesem verborgenen Leben dürsten, wie der Hirsch nach der Wasserquelle; aber wie bei Strindberg, so scheint es ihr Los, daß sie über die Zisternen des Vorhofes nicht hinauskommen. Und so bleibt verschlossen für sie, was in der neuen Ordnung des Christentums zum Schöpfungsmittelpunkt des Lebens geworden. Jenseits dieser Schwelle, hinter den seidnen Vorhängen des heiligen Zeltes wohnt das Geheimnis des lebendigen Lebens. In der Wandlung wird es geboren, in jener selig-schmerzlichen Stunde, wo sich göttliches Leben der Erde schenkt und wo zugleich die Erinnerung an bitterstes Leiden und Sterben gefeiert wird: Leben aus Tod und Tod zum Leben, das Gesetz der gesamten Schöpfung, erhoben in übernatürliche Sphären, ein Lebensfest und eine Todesfeier zugleich. Der Gläubige findet hier die Kraft zum Siege über sich selbst und damit die wichtigste Voraussetzung jeglicher Kultur, denn was kann sie anders sein als immer neuer Sieg des Geistes über den Stoff, der Erlösung über die Sünde, und was ist dafür wiederum grundlegender und unumgänglicher als der Wille und die Kraft zum Kreuze. Hat einmal eine Dichtung dieses Geheimnis entdeckt, dann kommt ein neuer Ton in ihr Werk. Etwas von der unaussprechlichen Musik, die in der Liturgie, dem gewaltigsten Lied vom Leben und Sterben, durch die Jahrhunderte rauscht. Wer ihn einmal gehört, der vergißt diesen Ton nicht mehr, so wenig er der Heimat vergessen kann in fremder Fron. Und wer ihn niemals vernommen, der trägt eine Sehnsucht nach ihm, weiß er auch selber nicht, wohin sie zieht. Es ist die Tragik der Zeit, daß sie diese Sehnsucht fühlt, und doch ihren innersten Sinn nicht begreift. Eine doppelte Tragik für die Dichtung, die weder im Religiösen noch im Profanen jemals wieder zum Vollklang großen Menschentums werden kann, solange ihr das Idealbild verloren und solange sie fern den Stätten weilt, wo es Fleisch wird in immer neuen Geburten.

Friedrich Muckermann S. J.